



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erwarten retten sollte, würde die doppelte Anzahl unerlässlich sein. Damit aber wären wir nicht nur einem Bündniß der beiden nordischen Mächte, sondern auch im Einzelkampf Holland überlegen und außerdem allen Seestaaten des Mittelmeers, mit einziger Ausnahme Frankreichs. Ja selbst Nordamerika würde, wenn es den Bestand seines heutigen Materials nicht vermehrt, außer Stande sein, uns in der Nähe etwas anzuhaben.

Sechs Schraubenzweidecker wären für die deutsche Großmacht an der Ostsee daher schon etwas sehr Wünschenswerthes. Gleichwie man den Hafen in der Jahde erworben, wird man den von Wismar wol unschwer sich erschließen können; und hier hinter der Insel Völ würde es an ausreichend tiefem Wasser nicht mangeln. Dennoch wären wir mit dem allen noch nicht die erste Seemacht im baltischen Meer; denn Rußland verfügt daselbst über achtundzwanzig Linienschiffe, und die Uebungsfahrten dieser formidablen Flotte haben den Beweis geliefert, daß es sie zu bemannen vermag. Ich räume aber ein, daß, ohne die Hoffnung hegen zu dürfen, die Ostsee zu beherrschen, ein bedeutender Marineaufwand, wie der sein dürfte, welchen die Herstellung der vom Prinzen Adalbert in seiner bekannten Denkschrift empfohlenen Escadre von zehn Schraubenzweideckern erforderte, sich nicht würde rechtfertigen lassen. Es war dies eine Bedenken, welches jenes umfassende Project gegen sich hatte, indes ist, wie die Dinge nunmehr stehen, mindestens die Möglichkeit vorhanden, daß es hinweggeräumt werden wird.

Wenn das große Ereigniß, welches in diesem Augenblick alle Welt erwartet, eintreten sollte, wenn Napier mit seiner mächtigen Flotte Kronstadt wegnähme und der russischen Seemacht damit den Todesstoß beibrächte: dann wäre der Augenblick gekommen, wo Deutschland, wo im besondern Preußen durch eine rasche und entschlossene Zusammennahme seiner Kräfte das Uebergewicht seiner Flagge im baltischen Meere für immer feststellen könnte. Ich führe diese Betrachtung nicht weiter aus, behalte mir aber vor, auf den berühmten Fragepunkt in Kürze wieder zurückzukommen.

Neue Romane.

Unter den neuen Romanen, die wir zu besprechen haben, finden sich zwar manche, die einzelne interessante Seiten darbieten, allein es ist uns schon lange nicht das Glück zu Theil geworden, einem wirklich der Literaturgeschichte angehörigen Werke zu begegnen. Vielleicht werden es uns daher unsre Leser Dank wissen, wenn wir das etwas einförmige Gemälde hin und wieder durch die Erinnerung an ältere, bedeutendere Werke unterbrechen. Und so erlauben wir

uns denn dies Mal die Reihe der neuen Romane durch Besprechungen eines sehr alten Romans zu eröffnen, von dem wir hoffen, einige Gesichtspunkte hervorheben zu können, die bisher noch nicht angeregt sind. Dieser alte Roman ist: Goethes Wahlverwandtschaften.

Die Wahlverwandtschaften sind in der Form eines der vollendetsten Werke, welche die deutsche Poesie hervorgebracht hat. Eine Fülle der zartesten und tiefsten Gedanken drängt sich uns zum Theil unter muthwilligen Verkleidungen entgegen; die farbenreichsten Bilder verknüpfen sich in anmuthiger Gruppierung. In einem engen, aber schönen Rahmen rundet sich das Gemälde zu einem harmonischen Ganzen ab, und gleichsam spielend führt uns der Dichter in die Geheimnisse der Seele ein. Er scheint unser Gemüth nur auf der Oberfläche zu berühren und unsre Einbildungskraft lediglich auf die Neußerlichkeiten hinzulenken, und doch wird unser Inneres umstrickt, ja wie von einer magischen Kraft befangen. — Für die meisten Dichtungen Goethes ist es ein Nebelstand gewesen, daß Anlage und Ausführung so sehr weit auseinanderlag: die Wahlverwandtschaften gehören zu den wenigen, die im raschen Flusse geschrieben wurden; sie zeigen daher in der Composition eine Vereinigung von Kunst und Natur, die wir im Faust und im Meister schmerzlich vermissen. — Freilich bezieht sich das Lob, das wir der Composition ertheilen müssen, nicht auf das Ganze. In den beiden Theilen ist ein sehr merklicher Unterschied, ein Unterschied, den wir im geringern Grade in sämmtlichen Werken Goethes wieder antreffen. Goethe hat ein wunderbares Auge für die feinsten Züge der gegenständlichen Welt und ein Gemüth, das in schnellen und schönen Schwingungen augenblicklich den Ton, der ihm entgegenklingt, zu einer ahnungsvollen Harmonie erweitert. Aber es fehlt ihm jene Entschlossenheit des Geistes, welche alle die unaufgelösten und unentwickelten Tonsolgen der Natur mit Freiheit und Nothwendigkeit zu einem überwältigenden Schluß verkettet. Darum ist überall bei ihm die Exposition vortrefflicher als die Katastrophe. Mit seinem feinen Spürsinn für das Schöne und Große des Lebens versteht er auf das vortrefflichste Verhältnisse einzuleiten, Zustände auseinanderzusetzen, Probleme zu stellen, Wünsche und Hoffnungen zu erregen; aber er lebt nur in diesen Stimmen der Natur, sein Geist hat nicht die Freiheit, siegreich über die Widersprüche dieser Welt zu gebieten und die zerstreuten Funken zu einem elektrischen Schlage zu sammeln, der uns läutert, indem er uns zu vernichten scheint. Nirgend springt uns dies Mißverhältniß so in die Augen, als in den Wahlverwandtschaften, wo die beiden Theile auch äußerlich durch einen sehr auffallenden Strich voneinander getrennt sind. Die Composition des ersten Theils können wir nie genug bewundern. Die Kunst, mit welcher der Dichter theils die sinnliche Gegend, in der sich die Geschichte bewegen soll, vor unsren Augen entstellen läßt, so daß wir sie uns nicht beschreiben lassen, sondern daß wir sie

erleben; mit der er das Gespinnst der unfertigen und unheilvollen Zustände, die uns ein Unheil ahnen lassen, anscheinend in den anmuthigsten und heitersten Farben entwickelt; mit der er endlich Reflexionen und Betrachtungen aus dem Gebiet der Natur, die scheinbar der Begebenheit ganz fremd liegen, so in dieselbe zu verweben weiß, daß sie jedes Mal unsrer Stimmung den idealen Ausdruck geben, jedes Mal ein Symbol von dem Fortschritt der geistigen Entwicklung sind: — diese Kunst hat in der deutschen Poesie nicht ihres Gleichen. Und dabei der bescheidene Gebrauch der Farben und Striche, da man doch überall merkt, daß dem Dichter ein unendlicher Reichthum zu Gebote stände, diese weise Fügung alles Einzelnen, so daß nichts als überflüssig erscheint, daß alles, obgleich der unmittelbarste Ausdruck der Stimmung und Empfindung, dennoch als das Ergebnis der feinsten künstlerischen Berechnung angesehen werden kann. — So geht es fort bis zu der Katastrophe, die Eduard aus dem Schloß vertreibt. Dann aber verliert die Composition plötzlich allen Halt; die innere und die äußere Welt, die sich bisher so innig verschlungen hatten, fallen auseinander. Ein Reihe fremder Figuren und Ereignisse drängen sich hervor, ohne zur Entwicklung des Problems, das uns bisher beschäftigt, etwas Wesentliches beizutragen. Die Handlung scheint stillezustehen und müßigen Episoden Platz zu machen, die an sich zwar sehr schön erzählt sind, die uns aber in der Stimmung, in der wir uns befinden, nur stören und verwirren. Und um die Spannung nicht ganz erlahmen zu lassen und die Entwicklung des Charakters, um den sich das Ganze dreht, weiter fortzuführen, wendet der Dichter ein sehr bedenkliches Mittel an. Er schreibt uns die angeblichen Tagebuchblätter Ottiliens ab, und sucht den Fortgang der Empfindung durch Reflexionen zu ersetzen. Zwar versichert er uns, in der Reihe dieser Reflexionen ziehe sich ein Faden durch, der die Stimmung der Helden im Verhältniß zu ihrer Charakterentwicklung versinnliche; allein er versäumt es, uns diesen Faden zu zeigen. Ja es ist ihm mit seiner Versicherung kein rechter Ernst, denn es ist in jenen Reflexionen nicht nur kein Fortschritt, keine Bewegung, sondern die meisten von ihnen sind von der Art, daß ein junges Mädchen von der Anlage, wie uns der Dichter Ottilie schildert, sie gar nicht hätte anstellen können: sie drücken nicht unmittlere Stimmungen oder Regungen der Seele aus, sondern Maximen über das menschliche Leben, und setzen eine feine, eindringende, scharfe und kalte Beobachtung der Wirklichkeit, ja eine Reise des Geistes voraus, welche nur das höhere Alter gibt. Und diese Reflexionen stehen mit den bunten Geschichten, die uns daneben erzählt werden, in gar keinem oder was noch schlimmer ist, in einem äußerlichen, künstlichen Zusammenhang. Man durchschaut in vielen Fällen, wie die einzelne Geschichte nur um der Reflexion willen eingefügt ist. — Man steht keinen rechten Grund, warum wir nicht in der Weise noch länger hätten unterhalten werden können. Da knüpft der Dichter unerwartet den abgerissenen

Faden wieder an, und nun erfolgt die Katastrophe mit einer fähen, erschreckenden Gewaltfameit, die zu der bisherigen Entwicklung in gar keinem Verhältniß steht. Die Entschlüsse, durch welche sich die verschiedenen theilhaftigen Personen aus ihrer angstvollen Verwicklung befreien, sind so unbegreiflicher Natur, daß nur eine sorgfältige Vorbereitung sie uns hätte motiviren, uns in die dazu nöthige Stimmung versetzen können. Aber alle die weisen Reflexionen aus den Tagebuchblättern oder aus den gefelligen Conversationen haben nicht den geringsten Bezug zu dieser neuen Wendung der Dinge, und wir bleiben in der rathlosesten Verwirrung, die uns umsomehr peinigt, da wir einen tragischen Eindruck empfangen sollen, der doch nie hervorgebracht wird, wo uns das Gefühl der Nothwendigkeit fehlt.

Hier nun ist der Punkt, wo der Vergleich mit dem Werther sich natürlich aufdrängt. Beide Romane haben etwas Verwandtes, beide stehen in der Composition wie in der Färbung dem Wilhelm Meister gegenüber. In dem letzteren dehnen sich die Ereignisse, die Figuren und die Betrachtungen in die Breite aus; man sieht, daß eine Gesamtdarstellung der Gesellschaft in der Absicht liegt. Im Werther wie in den Wahlverwandtschaften dagegen ist ein bestimmtes individuelles Ereigniß der Gegenstand, ein Ereigniß, welches vom Licht einer bestimmten sittlichen Idee bestrahlt wird. Allein im Werther wird die Einheit durch die Macht des Gefühls gegeben, in den Wahlverwandtschaften durch die Reflexion. Das erste hat der Dichter selbst erlebt, wenn er es auch dichterisch verschönerte; das Problem, welches dem zweiten zu Grunde lag, hat er sich ausgeklügelt. Im Werther verfolgen wir die Steigerung der Leidenschaften Schritt für Schritt, und wenn wir auch den Ausgang vom Standpunkt der Moral mißbilligen mögen, so empfinden wir ihn doch in diesem individuellen Fall als nothwendig; denn wir haben ihn ganz erlebt und begriffen. In den Wahlverwandtschaften dagegen merken wir, daß der Dichter selbst, wo es darauf ankommt, eine entscheidende Wendung zu nehmen, rathlos ist und daß er darum die Entscheidung soweit als möglich hinauschiebt. In dem Problem, wie er es gestellt hat, ist kein bestimmter Ausgang indicirt; der vorliegende ist zwar der allerauffallendste und sonderbarste, aber die Auswahl unter allen möglichen Entscheidungen war hier ganz unendlich.

Der Grund liegt in folgendem. Werther und Lotte erscheinen, soweit es im 18. Jahrhundert überhaupt möglich war, als Kinder der Natur, von denen wenigstens der eine sich daran gewöhnt hat, seinem Herzen in allen Dingen unbedingte Folge zu geben, auch wo sein Verstand und sein Gewissen ihn eines Bessern belehren sollten. Ihre Verhältnisse sind sehr einfach und zwar nicht gesund, aber durchaus nicht unnatürlich. Daß die Liebe in einem unbändigen Gemüth, wo sie zu keinem erwünschten Ziel führen kann, zum Untergang leitet, mag in unsrer Zeit, wo man sich überall zu bedingen und zu fügen gewöhnt

ist, selten sein, aber es ist nicht gegen die Natur. In den Wahlverwandtschaften befinden wir uns dagegen mitten im Kreise der vornehmen Gesellschaft, die auch in ihren Leidenschaften, auch in dem Fall, wo sie der Leidenschaft über den Verstand Raum zu geben entschlossen ist, sich an bestimmte Formen und Ueberlegungen bindet, und hier erscheinen gewaltsame Entschlüsse stets als Rohheit, als Unnatur; sie kommen im wirklichen Leben wol vor, vielleicht häufiger als Verhältnisse im Sinne Werthers, aber sie fallen außerhalb des Gebiets der Poesie. Menschen, die weder recht zu genießen, noch recht zu entbehren verstehen, sind kein erfreuliches Schauspiel, und weil der Dichter dies fühlte, und weil er die mahnende innere Nothwendigkeit durch eine äußere, durch das Gesetz der chemischen Affinitäten zu beschönigen suchte, hat er dadurch der Idee eines Naturfatalismus Raum gegeben, die eigentlich doch nur ein leeres, inhaltloses Spiel ist, und am wenigsten geeignet, die fehlende Idealität zu ergänzen.

Betrachten wir in diesem Sinne zunächst die beteiligten Personen. Auf jeden Leser wird zunächst Eduard einen unbefriedigenden Eindruck machen, den Eindruck einer unfertigen, unmännlichen Natur, in welcher fliegende Hize die Stelle der Kraft vertritt. Dieser Eindruck ist ein so auffallender, daß man nicht anders glauben kann, als der Dichter habe ihn beabsichtigt. Nun erfahren wir aber aus einem Brief an Zelter, daß Goethe diesen Charakter besonders liebte, weil er ihm das rücksichtslose Gefühl vertrat, und wenn wir nun, betroffen über diese Aufklärung, den Charakter noch einmal ins Auge fassen, so müssen wir in der That zugestehen, daß er von allen Beteiligten noch die meiste Natur enthält; und daß in seinem gewalthätigen Bestreben immer noch mehr Sinn und Verstand ist, als in den weisen Plänen Charlottens und des Hauptmanns, um den leidigen Mittler gar nicht zu erwähnen. Aber das Unglück ist sein Stand. Wir werden stets daran erinnert, daß er ein Edelmann ist, und wenn wir ihm bei der Gewaltthätigkeit seiner Leidenschaft selbst ein Verbrechen poetisch verzeihen würden, so kann sich diese Verzeihung auf die Verletzung des natürlichen Anstandes nicht ausdehnen. In der Scene des Feuerwerks hört Eduard auf, ein Gentleman zu sein, er betrügt sich wie ein Kind, und das können wir ihm nicht vergeben.

Charlotte soll im Gegensatz zu dem ungestümen Eduard die vollendete Bildung des Gemüths ausdrücken, die ihrerseits den Wünschen des Herzens entsagt, und daher auch auf der andern Seite Entsagung zu fordern das Recht hat. Allein wir würden von ihren unverschuldeten Leiden mehr gerührt werden, wenn ihre Entsagung ihr mehr kostete. Aber alle Achtung vor der Tugend der guten Charlotte, es fehlt ihr vor allen Dingen an Temperament, und da ist die Weisheit allerdings nicht schwer. Wie können wir ihr unser Mitgefühl schenken, da die Verletzungen, die sie erleidet, nicht innerlich bluten? Der

Dichter hat wahrscheinlich geglaubt, sie als ein reineres und idealeres Bild darzustellen, wenn er sie ihre Kränkungen ruhig ertragen, wenn er in ihr kein Gefühl von Haß weder gegen Eduard noch gegen Ottilie aufkommen ließ. Aber es wäre mehr Adel in ihr, wenn sie mehr die Fähigkeit des Hasses hätte. Es wird in ihr weiter nichts gestört, als das Bedürfniß des Anstandes und der Schicklichkeit. Sie liebt Eduard nicht, wenigstens nicht soweit, um durch seine Untreue innerlich verletzt zu werden. Sie weiß, daß er ihr innerlich ganz fremd geworden ist, sie selbst liebt einen andern, sie empfindet ihre Ehe als eine unnatürliche und unsittliche, und doch sucht sie dieselbe um des Anstandes willen aufrechtzuerhalten, solange es ohne zu große persönliche Unbequemlichkeit geht. Ein solches Bemühen mag im wirklichen Leben sehr achtungswerth sein, in der Poesie erregt es kein Interesse. Wo die Religion oder die Sitte die Scheidung der Ehe verbietet, reißt sich Nothwendigkeit an Nothwendigkeit; wo aber die Scheidung etwas so Leichtes ist, wie sie wenigstens für die vornehme Welt in diesem Romane dargestellt wird, da treten Erwägungen untergeordneter Art ein, Erwägungen, die ganz und gar in das Gebiet der Prosa gehören.

Es ist ganz sonderbar, daß sich Goethe fest davon überzeugt hielt, in diesem Roman die Heiligkeit der Ehe vertreten zu haben. Es scheint in der Dichtung wie im Leben sein Schicksal gewesen zu sein, bei aller scheinbaren Fülle des Glücks nie das zu erreichen, was ihm als das Heiligste und Wünschenswertheste erschien. Seine schönsten Liebesverhältnisse störte schon in der Jugend die Reflexion, die nie mit sich fertig werden konnte. Seine idealste Liebe war wenigstens nach den gewöhnlichen Begriffen eine unsittliche, die Ehe, in der er endlich einen Hafen fand, eine unwürdige, und die stärkste Leidenschaft erfaßte ihn, als er ein Greis war. In diesem Roman ist, was von Eduard oder von den beiden leichtsinnigen Weltleuten, dem Baron und der Baronesse gegen die Ehe gefrevelt wird, noch lange nicht so schlimm, als die altkluge Art und Weise, wie Charlotte und ihr Freund, der Mittler, für dieselbe in die Schranken treten. Man male sich die Scene aus, in der Eduard und Charlotte unter dem Anschein der reinsten Legitimität einen geistigen Ehebruch begehen, der an dem Kinde auf eine so seltsame Weise ans Tageslicht kommt. Die Scene ist in Beziehung auf die Ausführung ein Meisterstück, sie zeigt uns das Unerhörteste in lebendigster Gegenwart, aber sieht man sie näher an, so ist sie abscheulich, ja entsetzlich; und wenn man sie als wirklich denkt, so hätte sie in den beiden Betheiligten eine Mischung von Schauder und Ekel zurücklassen müssen, der die Fortdauer der Ehe unmöglich gemacht hätte. Aber wenigstens bei Charlotte finden wir von diesen Gefühlen keine Spur; und das ist kein sehr günstiges Zeichen für den Adel ihres Charakters. Sie denkt nur an das Schickliche und Zweckmäßige der Folge, nicht an das Unsittliche der

Thatsache selbst. Und wenn wir diesen Gesichtspunkt im Auge behalten, so werden wir wol der Meinung beipflichten müssen, die diesen Roman für ein viel gefährlicheres und schlimmeres Buch hält als den Werther, nicht weil bedenkliche und anstößige Dinge darin vorkommen, sondern weil er eine Folge sittlicher Acte wie einen Naturproceß behandelt. *) Und die Kunst hat nur darin ihr Dasein, wenn sie die Naturfolge in den Kreis der Ideen erhebt.

Die übrigen Personen aus der Gesellschaft, sowol die frivolen, die uns den herrschenden Ton versinnlichen und uns dadurch die Möglichkeit der seltsamsten Ereignisse vor die Seele stellen sollen, wie Luciane und ihr Gefolge, als auch die ehrenfesten, gefühlvollen Charaktere, die jene in ihrer Wirkung paralyfieren sollen, wie der Architekt, der Lehrer u. s. w. sind zwar sehr fein und sauber ausgeführt, aber im Ganzen nur leicht dem Schaum der Welt abgeschöpft. Es kann hier nur noch Ottilie in Frage kommen, ein Bild, an dem der Dichter alle ideale Farbe verschwendet hat, die ihm überhaupt zu Gebote stand, aber ohne ihm dadurch wirkliches Leben zu verleihen. Die Erinnerung an Mignon liegt sehr nahe; allein der Vergleich dürfte wol zu Gunsten der letztern ausfallen. Mignon ist eine durchaus poetische Erscheinung, weil sie eben nur Erscheinung ist, deren räthselhafte Widersprüche uns ahnungsvoll berühren, ohne daß wir genöthigt wären, über ihr eigentliches Wesen nachzudenken. Mignon greift niemals handelnd in die sittliche Welt ein, sie liebt und leidet still und heimlich. Nach dem Warum? dürfen wir nicht erst fragen, da das, was wir sehen, von so bezaubernder Anmuth ist. Bei Ottilie ist aber der Fall ein ganz anderer. Sie greift bedeutend in den sittlichen Conflict ein, ja in ihr soll sowol die Schuld als die Reinigung zum idealsten Ausbruche kommen. Nun fehlt uns aber für dies seltsame Wesen das Maß des Lebens. Der Dichter hat sich bemüht, eine Reihe einzelner, höchst anmuthiger und poetischer Züge zusammenzusuchen, die keiner so gut zu finden verstand wie er, weil sich keinem die Natur in solcher Fülle zu Füßen geworfen hatte; aber alle diese schönen Einzelheiten geben uns über ihr wirkliches Leben ebensowenig Aufschluß, als die greisenhaften Reflexionen ihrer Tagebuchblätter. Wenn sie

*) „Ich war,“ sagt Goethe in einem Briefe an Zelter, 5, Seite 380, „in meinen Wahlverwandtschaften bemüht, die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen; deshalb bilde ich mir aber nicht ein, irgendein hübscher Mann könne dadurch von dem Gelüft, nach eines andern Weib zu blicken, gereinigt werden. Das sechste Gebot, welches schon in der Wüste dem Elohim Jehova so nöthig schien, daß er es mit eignen Fingern in Granitafeln einschchnitt, wird in unseren löschpapiernen Katechismen immerfort aufrechtzuhalten nöthig sein. Es ist ein grenzenloses Verdienst unfres alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich, daß er in seiner Kritik der Urtheilskraft Kunst und Natur nebeneinanderstellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen beglaubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und habens auch nicht nöthig, denn Bezüge gibts überall und Bezüge sind das Leben.“

in dem Verhältniß zu Eduard eine Schuld gegen Charlotte, ihre mütterliche Freundin, begehrt, so würden wir uns mit dieser Schuld leicht veröhnen, wenn die Leidenschaft gewaltiger und ergreifender geschildert wäre. Aber nicht eine Spur von jenem Hinreißenden Zauber, den Goethe so wohl auszuüben verstand, dem wir selbst in den kurzen Scenen der Leidenschaft bei Mignon begegnen, treffen wir in diesem seltsam verschlossenen Wesen an. Die Leidenschaft erscheint überhaupt in dem Buch nicht als der überwältigende Ausdruck der eigensten Natur, sondern als etwas Fremdes, das von außen her über den Menschen kommt, als der Einfluß physikalischer, namentlich chemischer Geseze. Der seltsame Einfall, in den Nerven Ottiliens die Beziehung metallischer Kräfte wahrzunehmen, zeigt einerseits die Abhängigkeit von den naturphilosophischen Träumereien der Zeit, andererseits das Bestreben, das Geistige in materielle Beziehungen aufzulösen. Die Zustände Ottiliens sind, wo sie nicht bloß zu genrehaften Ausmalungen dienen, der Gegenstand eines physiologischen Studiums. Diese Mystik der Materie, der geheimen Naturmächte verdrängt in der Romantik den Glauben an das Sittengesetz. Und so führt uns denn auch die Katastrophe in ein neues Reich der Mystik, in dem unsre gewöhnlichen Empfindungen und Begriffe nicht mehr ausreichen. Die Zustände, in welche Ottilie durch das Gefühl von der Unlösbarkeit des Conflicts versezt wird, sind so eigenthümlicher Natur und werden dabei so ausführlich geschildert, daß wir in Verwirrung gerathen. Und doch gibt uns der Dichter ihren Charakter für ein Ideal aus und stellt an uns die Anforderung, wir sollen ihn als nothwendig empfinden. Wir stehen rathlos vor einer Unauflöslichkeit, die uns dadurch noch fremder erscheint, daß Ottilie durch ihre seltsame Buße wirklich in eine Heilige verwandelt wird, daß ihre Gebeine Wunder thun.

An diese Art von chemischer Nothwendigkeit knüpft sich dann der Zufall als eine unergründliche Offenbarung von der geheimen durchgängigen Wechselwirkung der Dinge, als jenes „Dämonische“, dem der Dichter in seinem spätern Alter mehr als billig nachsann. Einzelne Seiten dieses Begriffs sind uns zwar sehr verständlich, z. B. die Uebergewalt der Natur über die Regel, ferner das Räthsel des Zufalls, in dem man ein Gesetz ahnt, obgleich sich der Verstand gegen die Möglichkeit eines solchen Gesetzes sträubt u. s. w. Aber außer diesen deutlichen Begriffsbestimmungen liegt noch etwas darin, was er sich selbst nicht klar gemacht zu haben scheint. Der sittliche Proceß verliert sich in das Spiel einer Kraft, die mit dem sittlichen Princip nichts zu thun hat. Die Zeit hatte überall die Neigung, auf die letzten Gründe der Erscheinung einzugehen, die Thatsachen nur als Gegenstand der Analyse aufzufassen, und die Kunst ließ sich dadurch verleiten, nach Art des Anatomen, nicht selten auf eine recht widerliche Weise, die innern Organe der Seele bloßzulegen. In dem praktischen Leben war keine feste und bestimmte Gestalt der Ideen vorhanden, der Dichter mußte

sich überall bemühen, immer wieder auf die letzten Gründe zurückzugehen. Was bei glücklicheren Nationen nur als der leichte Blütenstaub des wirklichen Lebens erscheint, sah man in Deutschland als seinen innersten Kern an: das Privatgespräch und die Reflexion überhaupt. Darin suchten die besten Geister ihre ganze Lebenshätigkeit, und zwar nicht in Betrachtungen des Nächsten, sondern in dem Aufspüren des Verborgenen. — Aus diesem Zeretzungsproceß entspringt jene sogenannte Objectivität, die alles Urtheil aufhebt. Irgendwo mußte uns doch der Dichter eine Spur seiner eignen sittlichen Weltanschauung zeigen; aber in den Wahlverwandtschaften verlieren wir uns ganz in die Thatsachen. Wie man das Leben zubringt, erscheint ziemlich gleichgiltig; in seiner Tiefe ist nichts als Bitterkeit, der Schaum auf der Oberfläche spielt in ziemlich lustigen Farben. Das Reich des Zufalls ist allwaltend; Andeutungen und Vorzeichen umstricken das ganze Leben, aber man beachtet sie nicht, und wo man sie einmal festhält, erweisen sie sich als trügerisch. In diesem finstern Spiel des Schicksals scheint sich als die leitende Lebensmaxime der Ausruf Charlottes festzustellen: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so geht es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen.“ — Eine greisenhafte Lebensanschauung! am niederschlagendsten für junge, unverlezte Gemüther, die des Lebens noch froh und in den Zufälligkeiten und Gebrechen desselben noch nicht befangen sind. Die tiefere Begründung dieses unheimlichen Eindrucks wird uns klar werden, wenn wir die geistigen Lebensmotive des Romans, seine Beziehungen zu der öffentlichen Sittlichkeit, zu dem Glauben und den Leiden der Mitwelt ins Auge fassen. Gewiß wäre es eine unbillige Zumuthung an den Dichter, er solle durch jedes seiner Werke, das doch nur ein bestimmtes Gemälde beabsichtigen kann, die Gesamtbildung des Zeitalters durchschimmern lassen. Allein wo sich des gesammten Volks ein großes Leiden und damit eine große Idee bemächtigt, und wo es dem Dichter sichtlich darum zu thun ist, die Lebensatmosphäre seiner Zeit anschaulich zu machen, wo er mit einer gewissen vornehmen Sicherheit nicht nur über den einzelnen Fall, sondern über die demselben zu Grunde liegenden Lebensmaximen reflectirt, da wird man von ihm verlangen dürfen, sein Bild solle nicht in dem Aether der reinen Dichtung schweben, sondern auf dem festen Boden der Wirklichkeit aufgerichtet sein. In dieser Beziehung stehen die Wahlverwandtschaften in einem sehr nachtheiligen Verhältnis zum Wilhelm Meister. Der letztere Roman schildert, ohne es eigentlich zu wollen, die sittliche Atmosphäre Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts auf das getreueste. Der deutsche Geist hatte sich von den nationalen Ueberlieferungen losgerissen, die Religion hatte aufgehört, der Kern eines wirklichen Organismus zu sein, der Staat und

alles, was damit zusammenhing, war in Verachtung; die Lebenskunst ging nur auf das Privatleben; man strebte nach universeller Bildung und einer günstigen, heitern und gesicherten Existenz in den Privatverhältnissen, wobei freilich der Staat als eine Polizeianstalt unentbehrlich war. Wer sich der Religion hingab, that es auf ästhetisch-pietistische Weise, wie die schöne Seele. Eine Gemeinschaft der Kirche gab es sowenig, wie eine Gemeinschaft des Staats; das öffentliche Unglück suchte man so leicht als möglich zu ertragen, oder man fühlte es vielmehr gar nicht, sofern es nicht störend in die bequeme Behaglichkeit des Privatlebens eingriff. — Nun war aber zwischen der Zeit, wo der Wilhelm Meister erschien, und den Wahlverwandtschaften (1809) ein großer Umschwung in der Gesinnung Deutschlands eingetreten, ein furchtbares Unglück, eine entsetzliche Schmach hatte sich über Deutschland ausgebreitet und das Gefühl derselben zitterte in jedem Herzen nach. Das Leiden war eine wohlthätige Schule, denn es zeigte dem deutschen Volk, was es in freventlichem Leichtsinne verschmäht hatte. — Von diesem Gefühl ist in den Wahlverwandtschaften keine Spur. Die Atmosphäre ist noch ganz die alte, sämtliche Personen, die darin auftreten, jagen mit einer gewissen ängstlichen Hast dem individuellen Glücke nach, ohne irgend eine Ahnung, daß sie Glieder eines größern Ganzen sind. Als Eduard in seiner Verzweiflung an einem Kriege theilnimmt, um entweder zu sterben oder sich das Recht zu erkaufen, seiner ungezügelter Leidenschaft nachzugehen, ist es ein beliebiger Krieg ohne weiteren Inhalt. Er macht es grade in der Weise, wie die Hofleute unter Ludwig XIV., die, wenn sie einmal der Jagd und der Liebe müde waren, sich zum Heer an dem Rheine begaben, um eine neue Art der Lust kennen zu lernen. — Und hier kommen wir auf einen Punkt, den man mit einer gewissen Vorsicht behandeln muß, weil er leicht mißverstanden werden kann. Es ist Goethe häufig vorgeworfen worden, daß er an der großen Erhebung Deutschlands keinen Antheil nahm, und die ungeschickte Art, mit der das gewöhnlich geschah, hat seinen Verehrern das Spiel leicht gemacht. Sie haben gefragt, was er denn hätte thun sollen, und haben nachgewiesen, daß seine Stellung ihm die Möglichkeit jedes eclatanten Schrittes abschneitt. Aber davon ist auch gar nicht die Rede. Es handelt sich nicht darum, was Goethe that, sondern was er empfand. Wo das Mißgeschick Deutschlands in sein Privatleben eingriff, z. B. als der Herzog von Weimar bedroht wurde, sein Land zu verlieren, erhob er sich zu einer schönen und edlen Wärme. Wo er über Einzelheiten der öffentlichen Verhältnisse zu reflectiren Gelegenheit fand, war er stets geistvoll und bedeutend. Aber seine persönliche Abneigung, irgend einen tragischen Eindruck mächtiger auf sich wirken zu lassen, und seine Philosophie, die in der Resignation die höchste Weisheit des Lebens fand, isolirte sein Herz von dem öffentlichen Unglück. Die Politik, wie alles Polemische, war ihm nach wie vor verhaßt, und er

sah mit einer Ergebung, die an Gleichgiltigkeit grenzte, dem Einsturz aller Formen zu, die er eigentlich niemals lebendig empfunden hatte. Nirgend tritt uns diese Trennung von dem allgemeinen Leben so traurig vor die Augen, als in den Wahlverwandtschaften; und wenn Heinrich Leo in seiner Universalgeschichte behauptet: „in der Hauptsache steht alles genau und in demselben Verhältnisse, wie unter Tiberius in Rom; denn für alle Verwicklungen des Lebens gibt es nur den Tod oder die Resignation altkluger Verständigkeit;“ — so sind das zwar sehr harte Worte, aber sie sind vollkommen wahr. Nur hat Leo unrecht, dem ganzen Zeitalter diese Schuld aufzubürden. — Man mißverstehe uns nicht so, als ob wir nur eine Lücke in dem Gemälde fänden, es ist vielmehr der innerste Kern des Lebens in allen Charakteren von diesem Gift frommer ästhetischer Selbstsucht angefressen. Goethe hat selbst mit vollem Recht gesagt, daß ein Charakter sich im Strom der Welt bilde, d. h. in der Theilnahme und Hingebung an das allgemeine Leben. Die Charaktere in den Wahlverwandtschaften aber haben diese Bildung nie durchgemacht; sie denken nur daran, sich auf eine so anmuthige und nützliche Weise als möglich die Zeit zu vertreiben: sie mit Ewigem zu erfüllen, ist ihnen nie in den Sinn gekommen, und daher kommt es, daß sie in ihrer Leidenschaft wie in ihrer Entsagung gleich kraftlos sind, daß jedes Lebensmotiv, welches nicht etwa aus einem bloßen Naturproceß hervorgeht, in Reflexionen zerbröckelt. Daher kommt es, daß zum Schluß mit der Religion ein fast freventliches Spiel getrieben wird. Die Buße Ottiliens, ihr Tod, die Wunder, die ihre Gebeine thun, die Flittern, mit denen man sie auspudt, klingen ganz katholisch, wenn auch die Kirche gegen eine solche Kanonisation des Individuellsten und Subjectivsten einen lebhaften Protest erheben würde. — Es war der ästhetischen Bildung, die in unsrer Dichtung des vorigen Jahrhunderts herrschte, und die auf die griechische Weltanschauung begründet war, in ihrem einseitigen Streben nicht gelungen, der Sittlichkeit ein neues, haltbares Princip zu finden; und darum mußte sie untergehen, um viel unschöneren, aber tiefer in das Leben eingreifenden Bildungsformen Platz zu machen, wie ja auch das jugendlich heitere Götterleben in der Griechenwelt untergehen mußte, um den finsternen, aber lebenskräftigen Gebilden des absoluten Staats und der absoluten Religion freien Spielraum zu gewähren. —

Der Congreß zu Wien. Historischer Roman von Eduard Breier. 4 Bände.
Wien, Jasper u. Hügel. —

In den Wiener Congreß drängte sich bekanntlich nicht allein die ganze Blüte der vornehmen Welt Europas zusammen, sondern auch eine Masse wunderlicher Originale, die auf irgendeine Weise diese bewegte Zeit zu ihrem Vortheil auszubeuten hofften. Der Verfasser hat nun vielfältige Studien ange-

stellt, um alle Persönlichkeiten, die dabei ins Spiel kommen, so vollständig als möglich zu zeichnen. Der anekdotische Theil des Romans ist daher auch sehr interessant, dagegen ist es dem Verfasser nicht gelungen, den eigentlich novellistischen Inhalt so anzulegen, daß dadurch eine befriedigende künstlerische Einheit des Werks hervorgebracht würde. — Hr. Breier hat schon früher in verschiedenen historischen und socialen Romanen die Wiener Sitten zu schildern versucht. Wir nennen darunter: die Geheimnisse von Wien; die Rosenkreuzer in Wien (aus der Zeit Josephs II.) und die Sumpfvögel. —

Les Mohicans de Paris, par Alex. Dumas. Tome I. II. III. Bruxelles et Leipzig, Schnee et Comp. —

Die Mohikaner von Paris. Roman von Alex. Dumas. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. Band 1. 2. 3. Brüssel u. Leipzig, August Schnee. —

Alex. Dumas Schriften. Neue Reihe. Herausgegeben von F. Heine und A. Diezmann. Bd. 63—68. Leipzig, Kollmann. —

Herr Dumas zeigt in diesem Roman, daß er sich in den Mysterien der Gesellschaft mit ebenso großer Virtuosität zu bewegen versteht, als sein Vorbild Eugen Sue; doch neigt sich seine Einbildungskraft mehr zu solchen Scenen, die uns durch unerhörte Combinationen in Erstaunen setzen, als zu den schauerlich rührenden Nachtbildern, in denen Eugen Sue Meister ist. In der feinen anatomischen Zerlegung des Lebens übertreffen ihn viele der jüngern Novellisten, namentlich sein eigener Sohn, der Dichter der Cameliendame, Murger und andere. An einen eigentlich sittlichen Gehalt ist ebensowenig zu denken, als an eine künstlerische Composition. Wir haben nur eine lose aneinandergesädelte Reihe bunter und mannigfaltig bewegter Scenen. —

Le page du duc de Savoie par Alex. Dumas. Tome I. II. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnee et Comp. —

Der Page des Herzogs von Savoyen von Alex. Dumas. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. Band 1. 2. Brüssel u. Leipzig, August Schnee. —

Die Ungenirtheit der Phantasie, mit welcher Herr Dumas die gegebenen historischen Ereignisse zu seinen Zwecken ausbeutet, ist allgemein bekannt. Wo ihm ein recht tüchtiger Effect nöthig ist, kommt es ihm nicht im geringsten darauf an, den Dr. Martin Luther incognito zu den Mongolen reisen und dort eine Verschwörung zum Umsturz des russischen Reiches anstiften zu lassen. Nach dem, was er in dieser Beziehung in den drei Musketieren geleistet, läßt sich kaum erwarten, daß er im Stande sein würde, sich selbst zu überbieten. Wenigstens hat er im vorliegenden Roman alles Mögliche darangesetzt, hinter

den Erfindungen seiner früheren Periode nicht zu sehr zurückzubleiben. Wir sind erst im zweiten Bande und doch haben wir bereits von Kaiser Karl V. die erstaunlichsten Thatsachen gehört, wir haben ihn in der Fülle seiner Macht beobachtet und ihn dann ins Kloster St. Just begleitet, wo er gestorben ist. Wir sind nun voller Erwartung, was der berühmte Romanschreiber für neue Entdeckungen aus dem Leben Philipps II. machen wird, das dunkel genug ist, um einer fruchtbaren Einbildungskraft den Spielraum zu den allerunerhörtesten Erfindungen zu geben. —

Alice Wentworth. Aus dem Englischen von S. Zietzen. Bd. 1. 2. 3.
Leipzig, Kollmann. —

Der Roman ist nicht ohne Interesse. Er ist einfach componirt, gut erzählt und zeichnet die Charaktere wenigstens soweit deutlich ab, als wir es zum Verständniß der Handlung bedürfen. Eine Eigenschaft haben sie mit den meisten neueren englischen Romanen gemein, die raffinierte Selbstquälerei im Conflict der Pflichten und Empfindungen. Zwei der Anlage nach ganz vortreffliche Naturen, die einander lieben und auch ganz dazu bestimmt sind, einander glücklich zu machen, gehen zu verschiedenen Malen auseinander, und endigen zuletzt in hohlem, unbefriedigten Dasein, weil sie im entscheidenden Augenblick nicht die Entschlossenheit besitzen, den Knoten, der nicht aufzulösen war, zu zerhauen. Zum Theil liegt dieser Eindruck in der Absicht der Verfasserin (denn wir setzen voraus, daß wir es mit einer Dame zu thun haben) und es ist ganz löblich, darauf hinzuweisen, daß die vielbeliebte Gutmüthigkeit in allen ernstern Fällen des Lebens nicht ausreicht, wenn nicht Energie des Charakters dazu kommt. Zum Theil aber ist es auch der Ausdruck einer gewissen pessimistischen Stimmung, die wir aus unsrer Literatur gern wegwünschen möchten. Mit einer unermüdblichen Ausdauer stellen uns die Romanschreiber in fortwährenden Variationen dar, wie sich die Menschen thöricht benehmen. Das ist an sich ganz lobenswerth, denn um den wahren Sinn des Lebens zu begreifen, muß man auch die Rehrseite desselben ins Auge fassen. Aber es wäre nun höchst ersprießlich und dankbar, wenn ein Dichter sich einmal die umgekehrte Aufgabe stellen, wenn er uns zeigen wollte, wie man sich in ernstern, bedenklichen Fällen tüchtig und verständig benimmt. Der Nutzen würde bei weitem ein größerer sein, und der unmittelbare Zweck des Romans, das Amusement des Publicums, würde auch nicht darunter leiden; denn Bilder von Menschen, die uns ärgern und unzufrieden machen, haben wir, Gott sei Dank, in überreichem Maß. Um so dankbarer würden wir für jedes Bild sein, an dem unser Herz sich erfreuen und erwärmen könnte. — Uebrigens verdient der sittliche Ernst in der Haltung des Ganzen alles Lob. —

Der Laternenwärter. Aus dem Englischen übersezt von Drugulin.
Band 1. 2. 3. 4. Leipzig, Kollmann. —

Mit dem vierten Bande ist dieser Roman abgeschlossen. Wir haben zu den Bemerkungen, die wir bei Gelegenheit der ersten Bände machten, wenig hinzuzusetzen. Die religiöse Befehrungssucht, die sich in der Novelle ausdrückt, ist zwar etwas lästig und zudringlich, aber doch nicht in übertriebenem Maße und wir werden umsomehr damit versöhnt, da der Fond dieser Religiosität ein tüchtiger und gesunder ist. Die Charaktere sind zum Theil originell angelegt und sehr sauber detaillirt, wenn sie auch kein höheres Interesse in Anspruch nehmen. Die Composition leidet an dem Fehler, welcher der ganzen Schule anklebt, nämlich an der Gewohnheit des unnöthigen, peinlichen Retardirens in Fällen, wo die Sache bereits reif ist. Das alte Gesetz, das vortrefflich Walter Scott überall so vortrefflich beobachtet hat, daß man zu Anfang langsam und bedächtig zu Werke geht, jeden Umstand deutlich auseinandersezt und die ganze Breite des Raums, den man beherrschen will, nach allen Seiten hin erleuchtet; daß man aber, sobald die Geschichte reif ist, in raschen und entschiedenen Zügen vorwärtstreibt, scheint sich bei der neuesten Schule in das Gegentheil verkehrt zu haben; man skizzirt die Exposition und kommt bei der Katastrophe nicht vorwärts. — Diese Vorwürfe treffen die ganze Classe, innerhalb derselben gehört der Roman zu den besseren Leistungen. —

Zur Geschichte der Feuerungsmittel.

Es ist noch ein ziemlich gewöhnliches Vorurtheil, zu glauben, daß unter den beschleunigten Fortschritten der Gegenwart, die zwar an sich nicht völlig zu verachten seien, dem Leben alle Poesie abhanden komme. Als Beleg zu dieser Phrase, welche namentlich Blätter oder Bücher von einem gewissen Anhauch reactionärer Romantik bis zum Ueberdruß wiederholen, muß dann immer der Wald herhalten. Wie gern wir uns auch daran gewöhnen wollen — heißt es — für immer weniger Geld oder Arbeit immer bessere Sachen einzukaufen, so kann uns doch dies Bißchen lumpigen Schachergewinns nicht gegen die traurigen Verluste abstupfen, welche der Reiz und die Anmuth des Daseins durch die unselige Feindschaft der Cultur gegen alle Urwälder und Wüsteneien erleiden. Aus Klagen solchen Gehalts hat ein Lieblingschriftsteller unsrer Tage, W. H. Riehl in München, sogar eine vollständige Theorie entwickelt. Er hat des Weiteren nachgewiesen, daß überall in Deutschland die revolutionäre Tendenz auf Rodung und Anbau geht, während ihm zufolge